Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 27 (1923-1924)

Heft: 6

Artikel: Der Lorbeerkranz [Schluss]

Autor: Lang, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666028

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Lorbeerkranz.

Novelle von Nobert Jakob Lang, uetikon. (Schluß.)

Frau Lena war an das Fenster getreten. Ihr war zu Mute, als wäre ihr von ungeschickten Händen ein kostbarer Spiegel zerschlagen worden, in welchem alles Ungute und Alltäg= liche sich herrlich und festlich gespiegelt hatte. Nun lagen nur noch die Scherben da. Sie fie= len langsam eine nach der andern zu Boden, nicht einmal mit lautem Klang, sondern nur mit leisem dumpfem Geräusch. Und dann wa= ren es gar nicht die Scherben, welche aufschlugen, sondern ihre eigenen Finger, welche an die Scheiben trommelten. Daß sie das nicht gleich gewußt hatte! Wie oft hatte sie sich selbst die trostlose Weise gespielt! Früher! Und als diese Vorstellung unabweislich wieder in ihr deutlich wurde, lehnte sie den Kopf an das Fensterkreuz und weinte.

Arber aber stand immer noch an seinem Plate, halb seiner Frau zugewandt, und lä= chelte. Diese ganze tragische Aufmachung einer so einfältigen Angelegenheit, kam ihm auf ein= mal vergnüglich vor. Was war denn geschehen? Was geschah? Und schließlich, als er nochmals die drei auf ihn gerichteten Gesichter nacheinan= der ansah, überwältigte es ihn. Mit einem Ruck frümmte ihn ein hemmungsloses Lachen, und während sich seine Frau, der Oberst und die Oberstin betroffen um ihn scharten und immer ängstlicher dem Umschlag seiner Laune stand= hielten, lachte er und lachte immer mehr, je ver= zweifelter das Unverständnis ihm aus drei Augenpaaren entgegenstarrte. Schließlich glitt er erschöpft in einen Lehnstuhl und ruhte, mit geschlossenen Augen eine Weile tief und lang= sam atmend, wie nach einer ungeheuren An= strengung aus.

"Herrgott, was war denn das?" fragte Frau Karoline, welche sich zuerst faßte.

Ludwig Arber erhob sich rasch und geschmeis dig. Die Augen ein wenig gerötet.

"Nun, selbstverständlich werde ich schießen," rief er hell und sieghaft, "was seid ihr lächer= lich!"

"Hör mal, das war aber doch etwas stark," sagte der alte Oberst verlegen. Da hatte er sich ja schön übertölpeln lassen.

Ludwig Arber sah ihn merkwürdig an.

"Er ist wohl krank," sagte Lena rasch. "Ich weiß nicht, er ist heute so seltsam!" Und sie flüsterte hastig ihrer Mutter die Sache mit dem Wappen zu und gab ihr Bericht über die abssonderliche Stimmung ihres Mannes bei seiner Heimkehr. Derweilen stand der alte Stoll ziemlich ratlos neben seinem Schwiegersohn, unter dessen Blicken ihm nachgerade unbehagslich wurde.

"Das beste ist wohl, Hans fährt euch heim," sagte er schließlich.

"Ja, vielleicht bin ich krank," gab Ludwig Arber nach. Sein Mund verzog sich, als zwänge ihn neuerdings ein Lachen.

"überarbeitet," brummte der Oberst, während er der Kutsche nachsah, welche das junge Paar dem Dorfe zu entführte. Er stellte es mit einem Anflug von Stolz sest. Die Ober-

stin seufzte tief.

In der Tat schien nichts anderes als eine Übermüdung vorübergehende geistige augenblicklichen Zusammenbruch Arbers an jenem Sonntage verursacht zu haben. Jeden= falls ging alles nach einigen Tagen vom Arzte verschriebener Ausspannung seinen bisherigen Gang. Das Gespenst der grauen Vergangen= heit, welches Frau Lena unter ihren klopfenden Fingern bereits vor den Scheiben des elterlichen Haufes hatte auftauchen sehen, blieb ein Gespenst. Ludwig Arber trieb sich als umsichtiger Geschäftsmann um und gab nach allen Seiten den Ansporn einer rascheren Erledigung der Bauarbeiten. Er hatte beschloffen, daß die Er= öffnung des neuen Ladens um vierzehn Tage vorgeschoben werde, damit der Anlaß nicht in der allgemeinen Beanspruchung durch das Fest= vorfieber untergehe. Endlich war alles so weit, und entgegen der ursprünglichen Absicht wurde auch die Eröffnungsfeier nicht im Familien= freise, sondern in einem etwas erweiterten Rahmen geplant.

"Reflame, bester Bater, Keklame!" sagte Ludwig Arber mit gönnerhafter Wichtigkeit. Es war jene Tonart, welche dem Obersten teilweise gesiel, teilweise aber auch auf die Nerven ging. Denn sie erschien ihm just als das, was seinem Schwiegersohne vorher gesehlt hatte, was anderseits nicht ausschloß, daß ihr Borhandensein nicht stets so angenehm war, wie man es sich vorgestellt hatte. "Man muß diese Angelegensheiten mit Grundsatz betreiben! Jedermann

muß ohne Verzug wissen, daß die Spezereihandlung der Vergangenheit angehört und das neue Geschäft die Zukunft schon für sich hat. Kann man dies den Leuten besser vor Augen führen, als durch einen kleinen Anlaß, an welchem sie zu Nuzen und Shren gezogen finden, was sie künftig bei mir kaufen werden. Ich denke mir die Sache so, daß wir zunächst das Kontor in eine Art Schenkraum verwandeln, in welchem alles, was an Eßbarem geführt wird, den sich einstellenden Kunden auf zierliche Art mundgerecht angeboten wird."

Arber legte das in der breitesten Weise auseinander, wobei er, was seine neueste Erzungenschaft war, die zahlreichen zu erwartensben Vorteile fortwährend an den Fingern abzählte. Ein Gebärdenspiel, welches den Obersten insgeheim zur Verzweiflung brachte, besonsbers wenn sein Schwiegersohn seine Ausführungen etwa schloß, indem er ihm, wie jetzt, wohls

wollend auf die Schulter klopfte.

"Im übrigen habe ich mich," fügte der junge Geschäftsherr noch bei, "diesbezüglich bereits mit meinen Lieferanten in Verbindung gesetzt und das vollste Verständnis für die Sache bei

ihnen gefunden!"

Unter solchen Umständen hatte Oberst Stoll überhaupt nichts einzuwenden, abgesehen da= von, daß ihm einigermaßen daranlag, dem Schwiegersohne eine Reihe von Aufträgen für das Schützenfest zuzuhalten, wozu eine öffentliche Kostprobe wohl nicht die ungünstigste Stimmungsmache war. Außerdem war er selbst so sehr von seinem Geschäft, eben dem Feste, in Anspruch genommen, welches eine wirklich großzügige Angelegenheit zu werden versprach, daß er gänzlich übersah, wie die weit= läufigen Absichten seines Tochtermannes in gar keinem Verhältnisse zum Zwecke standen, den sie erfüllen sollten. Wenn er nur überlegt hätte, daß in Glychenau vielleicht, nämlich wenn es sehr gut ging, einige zwanzig Personen sich für die Leckerbiffen und Gaumenkitzler, welche der neue unternehmende Geschäftsherr aus den verschiedensten Blechdosen und Steinguttöpfen und aus weiß Gott noch welchen Umhüllungen heraus, auf einen freien Versuchstisch legen wollte, ernstliches und dauerndes Interesse hatten, wäre er wohl stutzig geworden. Aber er hatte selbst das Verhältnis zu den länd= lichen Lebensbedingungen über den von ihm geleiteten festlichen Vorbereitungen ganz ver= loren. Es gingen ihm Zahlen im Ropfe

herum, welche sofern sie sich einzig die Glychenauer Bevölkerung bezogen hätten, lächerlich übertrieben gewesen wären, so aber, da es sich um eine Veranstaltung mit nicht un= bedeutendem Einzugsgebiet handelte, ganz an= gebracht und in Ordnung waren. Deshalb fand er auch augenblicklich, den eigenen Kopf sum= mend voll gewichtiger Zahlen, nichts Außergewöhnliches an den Ziffern, welche sein Tochter= mann seinerseits mit so entschiedenen Gebärden aneinanderreihte. Noch eine andere Sache hätte ihn unter verschiedenen Umständen wohl eben= falls zur Besinnung gebracht und ihn aufhor= chen laffen. Es verhielt sich nämlich keineswegs so, daß die Lieferanten, an welche Ludwig Ar= ber mit seinen Eröffnungsplänen gelangt war, irgend welche Geneigtheit gezeigt hätten, nur den kleinsten Anteil an den Kosten zu übernehmen. Sie kannten die Absatzmöglichkeiten am Plate Glychenau vorzüglich und wenn sie auch nichts dagegen hatten, daß ein Dorffrämer gelegentlich etwas großstädtisch tat, wenn es zu ihren Gunften ausfiel, so dachten sie doch nicht im entferntesten daran, bei diesem Schauftück etwa mit ihrem Gelde mitzumachen. Da sie im besondern Falle den alten Obersten als Schwie= gervater und Bürger im Hinterhalte wußten, schrieben sie denn wohl die artigsten Briefe an den Inhaber des Delikatessengeschäftes, beglückwünschten ihn zu seinem erfreulichen Unter= nehmungsgeist und ließen es dabei bewenden, den geschätzten Aufträgen gerne entgegensehend und prompte und kulante Bedienung wie bis anhin, aber nicht mehr, zusichernd. Das alles wußte der gute Oberst nicht. Er sprach sich im Gegenteil, als ihm einmal Arber die Herrlich= feiten der Freitafel in fast allzu üppigen Farben geschildert hatte, seiner Frau gegenüber nicht ohne Spott über die städtischen Kaufleute aus, welche bloßem Konkurrenzneid verfallen, wie er meinte, närrisch neumodische Gepflogen= heiten aufs Land verpflanzten.

So kam denn der Tag der Eröffnung des Geschäftes heran, ohne daß irgend eine Miß=helligkeit das herrschende Einverständnis zwischen dem "Grünen Baum" und dem Stoll's schen Gute gestört hätte. Der alte Oberst führte seine Frau mit einer altmodischen, würzdigen Galanterie am Arm durch die Hauptstraße und pflanzte sich neben ihr vor der ockergelbverputzten Front des neuen Ladens auf. Er ließ seine Befriedigung ungedämmt übersschießen, las zum hundertsten Male das prächtig

glänzende Schild, freute sich am Kristallglas der breiten und tiesen Auslagesenster, und besonders beglückte ihn das zu Ehren gezogene Wappen, welches dem Ganzen gewissermaßen einen bedeutenden Schwung gab. Frau Karosline machte nicht viel Worte. Sie lächelte, ein wenig verschleiert, wie es ihrem Manne vorkam.

"Fehlt dir denn etwas, ma bonne Caroline," fragte er, sich sorglich um sie mühend.

"Ach nein, was sollte mir denn fehlen," ant=

er der Oberstin wieder den Arm und geleitete sie ins Innere des Geschäftes.

Da sah es nun erst recht sestlich aus. Wenn man die heitern Mienen der geladenen und zusfälligen Gäste als bare Bürgschaften für den zukünftigen Geschäftsgang ansah, kam man ohne Zweisel auf eine wohlgerundete Rechnung. Immerhin hätte auch aus diesen lachenden Gesichtern ein minder unbefangener Blick als der des Obersten nachdenkliche Einsichten gewinnen



St. Morit.

wortete die Oberstin fast gereizt. Über sich, daß sie ihre immerwährenden Zweifel so wenig zu verstecken verstand, über ihren Mann, welcher so beflissen in ihren Mienen zu lesen wußte.

"Freust du dich denn nicht," forschte der Oberst weiter, um einem Mißbehagen, welches er wohl ahnte, aber nicht erkannte, auf die Spur zu kommen.

"Doch, doch, ich freue mich ja schon!" sagte die Oberstin beinahe übereifrig und dann fügte sie, sicherlich wider ihren Willen, bei: "Ach, Abolf, wenn nur auch alles gut herauskonimt!"

Der Oberst sah sie sehr verwundert an.

"Nun, ihr Frauenzimmer seid doch ver= trackte Wesen," beschied er schließlich. Dann bot können. Besonders unter den in aller Form Geladenen herrschte, obwohl sie sich mit ihren belegten Brötchen, mit ihren Kompottellerchen, mit ihren Teetassen und Likörgläschen auß einzehendste und wohlwollendste zu unterhalten schienen, eine Zurückhaltung, welche zwar gut verborgen, doch so auf der Lauer lag, daß sie später jederzeit den Grund zu einem bedauernden "hab ich's nicht gleich gesagt" abgeben konnte.

Ludwig Arber empfand diese Spannung vielleicht. Er lief blassen Gesichtes zwischen seinen Gästen hin und her. Obwohl seine Stimme forsch und heiter überall erklang und seine Gebärden ganz diesenigen eines Mannes waren,

welcher erreicht hat, was er beabsichtigte, zuckte zuweilen jenes ganz allgemein und alles um Entschuldigung bittende Lächeln unvermutet auf, welches seinen Schwiegervater früher so sehr aufgebracht hatte.

"Nun, mein lieber Ludwig, das ist ja der reinste Festbetrieb, und wir werden es in unserer Festhütte in vierzehn Tagen kaum anders und besser machen können," sagte der Oberst

strahlend.

"Ja, es geht ausgezeichnet," antwortete Arber und zog seinen Mund lachend breit, während er starr einem Chepaar entgegensah, um

sich zu verabschieden.

"Ach Herr und Frau Großrat," wandte er sich geschäftig an die Beiden. "Nun, wie gefällt Ihnen die Sache," fragte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit, während er doch mit allen Sinen auf die Antwort wartete, ja sich fast vor ihr fürchtete.

"Ja," sagte der Großrat," das ist alles ganz großartig, man kann beinahe sagen städtisch!" Er schien sich nicht weiter äußern zu wollen. Dann nickte er dem Obersten zu, welcher immer noch neben Arber stand. "Doch wenn man den rechten Schwiegervater hat, kann man sich das wohl leisten!"

Ludwig Arber schloß die Augen. Der alte

Stoll sah den Großrat verblüfft an.

"Man muß mit der Zeit gehen," meinte er gewichtig. "Ist es denn ausgemacht, daß nur die Stadt sich etwas soll leisten können?"

"Ja, ja, natürlich," sagte der Großrat,

"selbstverständlich!"

Und während sich das Chepaar weiter von einigen Bekannten verabschiedete, brummte der alte Stoll seinem Schwiegersohne lächelnd zu:

"Der Neidhammel, wer hätte das gedacht?" Wäre der Großrat der einzige gewesen! Aber er war es ja nicht. Und wäre das Unge= fagte, welches zwischen halben Anerkennungs= worten lag, Ludwig Arber nicht immer deut= licher wie ein häßlicher und fressender Kitt er= schienen, es würde wohl alles trotzem seinen vorausgesehenen und richtigen Lauf genommen haben. Die heutige Festlichkeit würde nach und nach einem bedeutend ruhigeren, wenn auch et= was dornenvolleren Geschäftstage gewichen sein. Das Großstädtische hätte sich notgedrun= gen, aber mit einiger Mühe und gutem Willen den Bedürfnissen des Dorfes angepaßt. "Grüne Baum" hätte weiterhin die Zierde der Hauptstraße gebildet, und wenn die Räume auch weniger hell, ein wenig abgeblendet worden wären, das Licht wäre ihnen doch nie ganz erloschen.

Aber Ludwig Arber war in seinem neuen Wesen trotz seines lauten und sichern Gehabens nicht unbefangen genug, Vorsicht für Vorsicht anzusehen und nicht gleich hinter jeder Verschlos= senheit Vorwürfe zu wittern. So stand er denn, als der Abend kam, noch blasseren Gesichtes vor seinem Geschäfte, sah wie die Rolladen herunter= gelassen wurden, wie schließlich die ganze Herr= lichkeit, welche in der untergehenden Sonne eben noch so einladend geleuchtet hatte, verschwand, und nur noch, etwas aufdringlich und zu neufarbig, um zuversichtlich und froh zu wirken, das alte Wappen über der Türe hing: Der "grüne Baum" mit den goldenen üpfeln, welche in die= ser Beleuchtung etwas übernatürliches bekamen. Eine der schraubenförmigen Strebestützen der Türlaterne warf einen seltsamen Schatten ge= rade auf den Stamm des Baumes, einen Schat= ten, welcher sich über das ganze Wappen hinauf= ringelte wie eine schwarze Schlange.

Beinahe wäre Ludwig Arber wieder von jenem gewaltsamen Gelächter überfallen worben, welches ihn an dem Sonntage, als er seine ersten Meisterschüsse getan, in so erschreckender Weise den Seinen bloßgestellt hatte. Aber er zwang sich, steiste den Nacken in einem ver-

zweifelten Trotz und ging ins Haus.

Doch diese Halsstarrigkeit half ihm nichts. Er kam von der Ahnung einer Drohung, welsche über seinen Unternehmungen lag, nicht los. Aus seiner Bedrängnis wurde ihm vielmehr ein eigentümliches drittes Wesen übergeworfen, welches ebensowenig sein wahres war, als das zweite prahlerische und weltmännisch ausgestlügelte. Er tat nun alles was er eine Zeit lang unbewußt, nur ab und zu unter der Obhut seiner Neugier und seines Staunens getan hatte, mit verstocktem Willen und ohne überslegung der Mittel, welche ihm zu Gebote stans den.

Das Geschäft ging flau! Arber wußte sich zwar äußerlich so umzutun, als ob in Wirklichsteit alles zum Besten aussiele. Er kaufte übermäßig ein, verkaufte zu Schleuderpreisen und brachte so eine Regsamkeit zustande, welsche ihm wohl den Laden, aber nicht die Kasse süllte. Und als ihm richtig auch ansehnliche Bestellungen für die Kantinenbedürfnisse des Schützenfestes zusielen, stellte er seine Berechtungen zwar nach allen kaufmännischen Regeln

auf, gewährte jedoch, nur um sich einiges öffentliche Ansehen zu geben, so bedeutende Nachlassungen auf allen Posten, daß er damit wohl vergnügte Gesichter im Wirtschaftskomitee, aber mißmutiges und bedenkliches Kopfschütteln bei allen einigermaßen ernsthaften Kausleuten erregte. Allerdings gingen diese Bedenken in der rasch steigenden Festtemperatur unter, denn nun war auch alles soweit, daß die ersten Schüsse im Stande fallen und die offiziellen und feierlichen Eröffnungsanlässe ihren Lauf nehmen konnten.

Ludwig Arber hatte in der Zwischenzeit nicht mehr geschossen. Er entschuldigte sich bei feinem Schwiegervater ohne Müh mit dem Hin= weis auf seine geschäftliche Inanspruchnahme. Da es unter den Seinen ohne Widerspruch sei= nerseits als eine beinahe ausgemachte Sache galt, daß er sich einen Kranz holen wollte und würde, sprach man darüber gar nicht mehr viel. Der Oberst war in lebhaftester Tätigkeit; er weibelte im ganzen Dorfe herum, als gäbe es keinerlei untergeordnete Stellen, die sich mit ihm in die groke Arbeit teilten. Er war der Schrecken fämtlicher Ausschüffe, deren Sitzungen er, stets auf dem Sprung, mit letten Anfragen und vortrefflichen, aber überholten Ratschlägen immer wieder unterbrach, so daß es wahrlich seines ganzen übrigen Wohlansehens bedurfte, um die Gefahr einiger schwerwiegender Rück= tritte im letten Augenblick abzuwenden. Auf alle Fälle aber hatte er immer weniger Zeit, sich um die Gemütsverfassung seines Tochterman= nes zu fümmern.

Der große Triumphbogen, ein Meisterwerk der einheimischen Gärtner und sonstiger schmükkender Hände, überquerte die Hauptstraße vorgesehenermaßen gerade zwischen dem "Grünen Baum" und dem "Sternen". Der Festdichter hatte sich diesen Umstand zu Nutze gemacht. Und so lasen denn die belustigten Schützen bei ihrem Einzuge auf schwankendem Plakate mit weithin sichtbarer Schrift, die mehr wohlgemeinte als formvollendete Mahnung:

Engkreisig ist des Zentrums Raum, Daraus du dich nicht sollst entsernen! Rein Treffer steckt im grünen Baum, O Schütz, und keiner in den Sternen!

Frau Lene hatte ein wenig die Lippen geschürzt, als sie den Spruch las, welcher ihr nebenbei wie eine boshafte Anspielung auf die Schießfertigkeit ihres Gatten vorkam.

"Nun ja," sagte sie am Vorabend des

Festes, als die Reime beim Lichte einer Laterne enthüllt wurden, um am Morgen frisch und unverwelft ihren Zweck zu erfüllen, "nun ja, man wird es ihnen ja zeigen, daß auch im "Grünen Baum" die Treffer nicht so rar sind! "Und sie nickte Arber gelaunt und zuversichtlich zu, welcher in seine Zeitung vertieft, kaum recht wußte, von was sie eigentlich sprach.

"Was ist?" fragte er aufgeschreckt. Denn wenn er sich in letzter Zeit auch sehr eingehend für die Weltgeschäfte zu interessieren schien und sich mit Gazetten mehr beschäftigte, als mit seinem Journal, so war das nur eine Zuflucht, in welcher er sich ungestört, insbesondere ungestragt, trüben Gedanken hingeben konnte.

"Was ift?" wiederholte er haftig. Es schien ihm, als sei da vom "Grünen Baum" die Rede gewesen. Er war in diesen Wochen nachgerade in eine Gemütsverfassung geraten, in welcher ihn jede Erwähnung seines Hauses, jeder scheinbare Zusammenhang mit etwas, was ihn anging, zusammenfahren ließ. Aber er verkleidete diese unerklärliche Angst in eine geschäftige Hast und Barschbeit, als ließe ihm just sein Betrieb keine Muke, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, obschon er halbe Tage lang stumpfsinnig und auf irgend etwas wartend in seinem Privatkontor hinter dem Ladenraume saß.

Frau Lena saate ihm den Vers her.

Da lachte er kurz auf und starrte scheinbar unberührt wieder in sein Blatt.

Frau Lena aber wollte nicht so leichten Kaufes die Angelegenheit erledigt wissen. Ihr Mann vernachlässigte sie ein wenig, wie ihr vorstommen wollte, und zudem handelte es sich hier doch um etwas von einigem Belang.

"Weißt du, was mich nun am meisten wunbert?" fragte sie deshalb eifrig.

"Nun," brummte Arber.

"In welchem Kang du herauskommst. Gelt, ich darf doch mit, wenn es gilt? Ich will dir dann den Daumen halten." Frau Lena war Feuer und Flamme.

"So?" sagte er ausweichend. Er stand auf. Dann legte er die Zeitung behutsam, als käme es vor allem darauf an, zusammen und faltete hernach aufgeregt die Hände.

"Ich bin mübe," sagte er kurz. Es war

ihm nichts anderes eingefallen.

Eine Weile später aber hörte ihn Frau Lena auf die Straße treten. Sie ging ihm verwundert nach und erblickte ihn nachdenklich und im flach einfallenden Mondlicht fahl und erstarrten Gesichtes vor dem Freudenbogen stehen und nach dem Spruche aufschauen. Ersichrocken schlich sie sich in den Hausgang zurück, um das weitere abzuwarten. Als er langsam und wie unter einer unsichtbaren Last an ihr vorbei wollte, schlang sie, ihn anrusend, beide Arme um seinen Hals.

"Was willst du denn da," fragte er heftig. Jedoch ohne ihre Antwort abzuwarten, stieg er ihr voran den dunkeln Treppenschacht hinauf.

Am nächsten Morgen trat er, als Frau Lena sich nach ihm umsah, gerüstet, das Gewehr schon über der Schulter in den Hausslur. Es schien, als sei alles Bedrückende über Nacht von ihm abgefallen.

"In zwei Stunden bin ich zurück, wenn ich

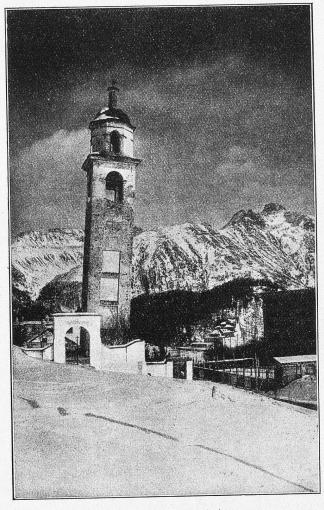
zukann," sagte er gelassen.

"Mit einem Lorbeer," lächelte fie ihn an. "Mit einem Lorbeer, wenn du meinst,"

gab auch er lächelnd zurück.

Auf der Straße streifte er mit flüchtigem Blick den anzüglichen Vierzeiler und zuckte die Achseln, während heißes Feuer hinter seiner Stirn aufbrannte. Zum Herrgottsbonner, er würde doch noch so viel Gewalt über sich zu= sammen bringen und das Glück meistern. Man mußte sich nur nicht gehen lassen. Schließlich fonnte man alles, was man wollte. Der Er= folg war ja auf dieser Welt die Hauptsache. Wie man es machte, spielte keine Rolle. Was, kein Treffer im "Grünen Baum"? Nun, das würde sich weisen. Beim Gid würde bas sich weisen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Und wenn einem das Glück nicht vor die Füße fällt, so muß man es mit den Fäusten herun= terholen. Jawohl mit den Fäusten. So kam man lustig und unbehelligt durch die Welt. Mit den Traumichnichtsen und den Mitten= aufbemweggängern, mit denen war bis zum Ziel ein beschwerlicher Weg. Nur immer forsch! Wozu hatte man einen angesehenen Obersten zum Schwiegervater? Ganz richtig, Herr Großrat! Dazu hatte man ihn, dazu!

Bereinzelte Schüsse klatschten schon an den waldigen Hang, dem gegenüber die Schießanslage stand, wie die ersten schweren Tropfen eines Gewitterregens auf ein Blechdach. Im "Schützenhörnli," jener etwas zweiselhaften Waldbeize, rüstete man wacker zum Empfang von Gästen. Tische und Stühle wurden verstellt und in großbauchigen irdenen Krügen standen die ersten Weinvorräte im Schatten eines Vretterverschlages. Die Kellnerin hatte



St. Morits.

aus unerflärlichen Absichten Puder aufgelegt. Aber unbeholfen, wie sie trot ihrer sonst erklecklichen Gewandtheit für derlei Angelegenheiten, in der besondern sich anstellte, hing ihr das Reismehl in winzigen Pfützen im Gesicht und machte es eher abstoßend und lächerlich als berückend. Sie stellte sich mitten auf den Weg, als Ludwig Arber vorbeiging.

"So, pressiert's?" sagte sie und warf ihm dreift eine Hand hin.

"Ach nicht so grad," meinte Arber, "aber ihr werdet denk keine Zeit mehr für unsereins haben."

"Nun, wer sagt das," warf die Dirne in halbem Flüstern ein, als gälte es eine Heimlichkeit. "Für Sie wird man schon ein Viertelstündchen haben, oder noch mehr!" Damit nahm sie ihn vertraulich am Arm und geleitete ihn an einen der seerstehenden Tische.

Arber bestellte eine Flasche. Man muß dem

Schicksal einen Obolus entrichten, dachte er. Die Dirne kicherte.

"Ihr werdet's denk zwingen wollen," sagte fie augenzwinkernd, als fie mit ihm anstieß.

"Ja, beim Eid, das will ich," antwortete Arber, "Ihr sollt es dann wissen, wenn es so= meit ist.

"Ihr seid ja ein auter Schütz," meinte sie lächelnd, "wenigstens haben sie letthin so etwas verhandelt."

"Was haben sie verhandelt? Wer hat et= was verhandelt?" fuhr Arber auf.

"He nun, die andern halt. Sie haben sich zwar alle verwundert, aber dann doch gemeint, so etwas käme vor, daß einer erst mit den Jahren den Rank fände. Nur der Großrat, der ewige Giftler, hat es anders haben wol= Ien."

"So, das täte mich jett just wunder nehmen, wie der es haben wollte," fagte Arber, wie belustigt.

"Ho, der redet viel, wenn der Tag lang ist! Er wird ja auch dafür bezahlt; da kann er bringen, was er will. Aber, ob man das ernst nimmt, ist eine andere Sache," Ienkte die Dirne ab.

"Ernst! Nein, meiner Seel' nicht, so we= nig als euer Pajassengesicht," sagte Arber. "Kommt einmal her, Ihr habt ja eine Nasen= spize, als hätte ein Müller sie abgestaubt." Er wischte ihr den Puder weg. "Also heraus, was hat er gesagt? Das möchte ich doch wissen. So etwas recht Schlechtes bringt am Ende noch Glück, wer weiß? Räß ist schon recht zur rechten Zeit, alleeh, macht heraus!"

"Ja, aber Ihr dürft es ihm dann nicht wieder sagen," flüsterte die Kellnerin. "Wartet jetzt, wie war es auch nur? Ja, ich meine er hat gesagt, es könne schon vorkommen, daß eine blinde Sau sogar zwei Eicheln finde, aber eine dritte? Da müßte es schon mit lätzen

Dingen zugehen!

"So, zwei Eicheln hat er gesagt," meinte Arber. "Und was für zwei Eicheln sollten das sein? He, das wird er doch auch noch ausge= plaudert haben, oder?"

"Nein, das weiß ich jetzt wahrhaftig nicht mehr," sagte die Dirne vorsichtig. Arber war sehr rot geworden und seine Gelassenheit kam ihr gefährlich vor. Schließlich war ja auch der Großrat ein Gaft.

"Hat er etwa vom Geschäft geredet," fragte Arber ganz harmlos.

"Ja, das könnte jetzt noch sein," meinte die Kellnerin obenhin.

"Und vom Glück beim Schießen," fragte Arber weiter.

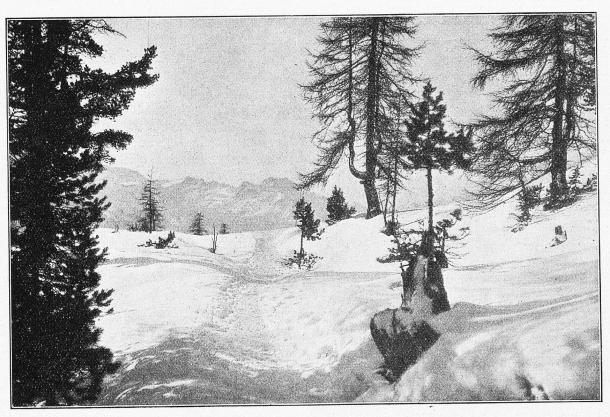
"Ich weiß es gewiß auf Chre nicht," wich die Dirne aus, "es hat ja auch nichts zu sagen. Adeeh, ich muß jetzt in die Rüche."

Darauf machte sich Arber seinerseits weiter. Es nahm ihn jetzt Wunder, ob er die dritte Eichel nicht doch noch finden sollte. Er lachte trocken auf. Ja, wenn er noch blind gewesen wäre. Aber damit war es ja vorbei. Star war ihm schon gestochen. Übrigens fin= den? Man durfte so eine Eichel doch auch einfach auf die rechte Art hinlegen, so daß man nicht an ihr vorbeigreifen konnte. Oder sie gar gleich in die Hand nehmen. Warum auch nicht? Aber er, der gutmütige und einfältige Arber; er, der kleine Spezierer, dem der neue Laden paßte, wie ihm seines Schwiegervaters Galauniform gepaßt haben würde. Kein Zweifel, er hätte sie anziehen und darin herumspa= zieren fönnen. Aber es würde doch jeder gleich gewußt haben, daß es die Montur eines andern war. Und so war das jett auch mit seinem ganzen umgekrempelten Wesen. Es paßte ihm nicht. Er mochte noch so weite und freie Gebärden machen, immer fielen ihm die fremden Falten über die Fingerspiken hinab. Und wenn er es selbst auf Augenblicke vergaß, so stand an jeder Straßenecke einer, welchem das Wissen in den Augenwinkeln saß, wie dem Großrat zum Beispiel. Einer, der es so sicher und vollkommen wußte, wie er selbst, daß da ein Narr umging, und daß auf die Narretei irgendwann und irgendwoher der große kalte Ernst kommen mußte. Herrgott und ihm graute davor. So sehr, daß er lieber die Augen schloß und in seinem entlehnten Gewande wei= ter lief. Auf ein Ziel? Wußte er's? Auf der Flucht? Wußte er dies besser? Immer war doch die Schlange da. Jetzt reckte sie sich schon von seinem Wappen weg über die Straße. Und lachte mit goldenen, alikernden Augen mitten aus dem Kankwerk über jenen Versen heraus. Nein, es war schon so: Kein Treffer war im "Grünen Baum". Wenn einer, weiß Gott weshalb, hineinkam, zischte schon die Schlange dazwischen: Falsch! Und er, Ludwig Arber, schritt gelassen und ehrenwert mitten hinein in diesen letzten Tag. Jawohl, es war der letzte Tag, ganz genau wußte er es. Wie Schlamm rieselte es in ihm auseinander. Da war nur

die Galauniform, die hielt alles zusammen. Unwillkürlich sah er auf seinen Schatten. Wirk-lich, das war er: Ein Mann, ein regelrechter Mann, die Waffe des freien Schweizers auf der Schulter, und vor ihm knatterten jetzt die Schüsse, wie hundert kleine Vaterlandswimpel in der scharfen Morgenluft. Der wahre Lärm für einen aufrechten Eidgenossen! Donnerwetzer! Ein herrliches Getöse! Es berauschte einen und peitschte auf einen los mit ungezählten

tisch, mitleidlos. So mitleidlos, als hätte sie alles dies schon vorher gewußt und nur darauf gewartet, es ihm zu zeigen. Ludwig Arber stöhnte auf. Nein, das ertrug er nicht. Umstehren, jetzt nur umfehren. Krank werden, krank sein. Er war ja krank!

"Run, Herr Arber, jetzt wollen wir das Glück versuchen," sagte der Großrat neben ihm. Der alte Herr kam schnaufend den Weg herauf. "Heiß schon heute, verdammt heiß!" Er blieb



St. Morit.

stählernen Strängen: Wag's! Und ganz leise seine Gelächter ein: der Arber, die blinde Sau! Na ja, wer hatte es nicht gleich gesagt? Und das Gelächter wurde lauter, hemmungs= loser, ein Gejohle von hundert Spöttern, die sich um ihn herum recten, während der alte Oberst vor ihm stand, bleich, zügellos vor Zorn, die geschwollenen Adern wie blaue Schnüre auf der Stirne und die Hand schon erhoben, ihn zu entehren. Entehren? Ach nein! Der alte Oberst drehte sich plötzlich um, steif, ruckweise, wie die stolze Wettersahne auf seinem alten Hause und stimmte in das allgemeine Lachen ein. Hinten an einem der Tische erhob sich auch seine Frau und lachte mit, spöt=

neben Arber stehen. "Ausschnaufen muß man immer ein wenig; man ist eben nicht mehr ganz jung. Ah bah, früher, da ist man da hinauf gelausen ohne Gedanken. So an einem Sonntagmorgen, hat seine Sache gemacht und hat sich gedrückt, so nebenbei. Es kann ja nicht alles in den Kränzen hocken. Oder? Aber bei Ihnen ist das eine andere Sache natürlich. Sie sind nun einmal in eine Schützenfamilie hineingeraten. Sine Ehre, die Sie zu schätzen wissen Aun, Sie haben ja das Geißlein nicht übel gemetzet das letztemal. Haben nicht eine mal einen Bock daraus gemacht. Donnerwetzter! Ich habe geglaubt, ich brächte meinen Beigefinger nicht mehr krumm, wie Sie so in

die Nummern hinein gepulvert haben, so ma= nierlich, als ständen Sie hinter ihrem Laden= tisch und zählten Seifenstücke. Nun, es ist auch gegangen wie geseift. Alles muß man gelten lassen! Und der Oberst, Herrgott, war der in einer Aufregung. Der hatte Sie nämlich aufgegeben. Nun, das wissen Sie ja selber. Und jetzt so! Daraufhin sind Sie ihm für Verschiedenes gut, sozusagen für alles." Der Großrat räusperte sich ein wenig. "Ja, ja, das Vertrauen in einen Menschen kommt auf aller= lei Umwegen, hol mich der Teufel! Und Ber= trauen kann man immer brauchen. Glauben Sie mir das, Herr Arber!" Der Großrat sah Arber von der Seite an. "Nicht sehr gesprächig heute, Herr Arber. Nun, nichts für ungut. Da sind wir ja!" Der Großrat trat in den Stand. Er wischte sich den Schweiß und stellte sein Gewehr in den Rechen. Dann nickte er Arber nochmals zu:

"Schießen Sie uns bloß nicht alles Grünzeug weg," rief er gelaunt, "ein anständiges Gewürz läßt sich doch nicht daraus machen,

höchstens ein teures!"

"Wenn dem Großrat seine Weisheit so gut wäre, als seine Worte zahlreich," sagte Oberst Stoll, welcher just mit aller erdenklichen Würsde den Obmann eines städtischen Schützensvereins begrüßt hatte, "dann brauchten wir im Ratssaal keinen mehr!" Der Städter lachte verbindlich.

Stoll empfing seinen Schwiegersohn mit

größter Herzlichkeit.

"Zu rasch gegangen, lieber Ludwig, zu rasch gegangen!" Er schlug Arber wohlwollend auf die Schulter. "Nur jetzt nicht schießen! Ein wenig abwarten. Trink nach alter Bätersitte einen Dreier, wenn du wieder bei Atem bist. Nicht mehr, das tut's gerade. Vorher kannst du dir den Betrieb ein wenig ansehen." strahlte, als sagte er, "mein Betrieb!" "Ja, ja mein Guter, das hat eine Krampferei ge= braucht, bis es soweit war. Hingegen jetzt ist auch alles tipp topp. Reine Durchstechereien möglich. Es sind schon die rechten Leute am rechten Plat." Er furchte ein wenig die Stirne. "Merkwürdig, es gibt immer wieder Kerle, auf die man aufpassen muß. Weiß der Teufel, früher war das doch nicht so. Aber denen ist hier der Riegel geschoben!"

Arber nickte abwesend. Hierauf trank er einsam seinen Dreier, dann machte er sich an dem und jenem Stand etwas zu schaffen. Schließlich setzte er sich wieder hinter den Wein. "Hallo, mein Guter," rief ihn der Oberst an, "nur nicht so gäch! Nur ölen, nicht schmie-ren, potzausendabeinander!" Er lachte eine Scholle und ging weiter. Nach einer Minute

kam er schon wieder zurück.

"Schießest du noch nicht?" fragte er. "Nun, dann kannst du schnell außhelsen bei der Munitionskontrolle. Der Lienhard Heinrich möchte jetzt schießen. Solange übernimmst du sein Geschäft. Dann aber frisch drauf los, was!"

Ludwig Arber ging an seinen Posten. Zuweilen gewann ihm der Eifer, mit welchem sich die Leute um den Schalter drängten, ein Lä= cheln ab. Dann dachte er allen Ernstes: Viel= leicht geht die Munition aus, bevor du geschos= sen haft. Oder es gibt sonst irgend etwas. Bei= nahe mechanisch zählte er die Lader aus und strich das Geld ein, während sein Nebenmann die Standkarten ausschrieb. Hin und wieder ließ der Andrang nach, und er hatte Zeit, sich in der kleinen Bude umzusehen. Auf dem Tische gleißten Becher, aus denen der Ehren= wein kredenzt wurde. Es feuerte wie aus einer Goldschmiede. Lauter Prachtstücke. Die Gly= chenauer konnten sich damit sehen lassen. Es war eine reine Freude, die Pokale zu betrach= ten. Wägend hob er den einen; bei Gott, beide Hände brauchte man dazu. Wie kühl das Me= tall war. Er merkte erst jetzt, wie er selbst glühte. Aber das war nicht der größte. Hinten auf dem Pultabsatz stand noch einer. Lässige Neugier trieb ihn hin. Ein Meisterstück! Noch war ein guter Rest Weines auf dem Grunde. Er sah sich hastig um. Nein, es kümmerte sich niemand um ihn. Gierig trank er und setzte den Becher wieder hin. Ein. Stempel fiel vom Bult. Er hob ihn auf. Da hing ja die reinste Stempelsammlung. Herrgott, welche Umstände, wegen der paar Schüsse. Und da war noch einer; er lag abseits. Ein Unterschriftenstem= pel: Großmann. Nun, ja, auch so ein großes Tier, dachte Arber.

Dann verlangte man wieder Munition. Immer kamen sie her: Mit frohen Gesichtern, leuchtenden hellen Augen, in welchen schon das erhoffte Ergebnis blitzte. Die hatten es leicht!

"Wo ist der Standchef," fragte einer aufge= regt.

"Man fragt nach dem Standchef," sagte Arber zu seinem Kollegen? "Wer ist es, soll ich ihn holen?" "Der Großmann," antwortete er, "er wird

schon kommen. Nur warten!"

"Es ist mir falsch gestempelt worden," rief ber Frager fast ängstlich, "ich kann da nicht lange warten!"

Großmann fam.

"Nun," sagte er bedächtig," was ist, wo fehlt's? So so, ein falscher Stempel. Das werden wir gleich haben. Ihre Karte bitte!" Er trat ans Telephon. "Die Schüsse in Scheibe 16 nochmals zeigen. Ja, stimmt, da ist ein

Bock. So, das wäre in Ordnung!" Er vermerkte die Korrektur und setzte seinen Namenstempel darunter. "Da wird alles gemacht, was recht ist," sagte er lachend und klopfte dem beruhigten Schützen auf die Schulter.

Ja, hier macht man alles, fiel es Arber auf einmal ein.

"Wenn der Lienhard Hein= rich kommt," sagte er hastig, "will ich dann schießen."

Sine Weile später schob er seine Munition in die Rocktasche und schlenderte dem Stand entlang. Hin und wieder war eine Scheibe frei. Er blieb davor stehen. Die Dorf-

buben saßen an den Warnerpulten. Eifrig mit geröteten Wangen und aufmerksam wie ein Rus del Luchse. Einige grüßten ihn zwischen zwei Blicken.

"Was Teufels ift denn das mit dem Warner von Scheibe 16?" hörte er den Standchef rufen. "Put doch die Augen aus, Herrgottabeinander! Wenn noch etwas vorkommt, jag ich dich zum Teufel!"

Ludwig Arber stand hinter dem 16. Er fannte den Kleinen nicht, welcher jeht verschüchstert in seinem Gestell saß und hin und wieder an die Augen suhr. Nach einer Weile spürte der Knabe den Blick des Mannes. Er sah zu ihm auf, ängstlich, unterwürfig, schon bereit, einen neuen Anruf aufzusangen. Arber räusperte sich. Dann drehte er scharf um.

Wieder stand er im Schreibraum am Pult. "Ich muß noch einen Schluck haben," sagte er heiser.

"Nicht aufgelegt?" lächelte Lienhard Hein= rich, ohne aufzusehen.

"Nein," sagte Arber hart. Er hob den

Becher mit beiden Händen und trank ihn leer. Eine Weile hielt er ihn hoch und drehte ihn nach allen Seiten. Aber seine Augen suchten nebenaus. Da lagen leere Notizblätter. Er stellte den Becher nieder. Dann schob er das Papier zurecht. Mit einem Ruck straffte er sich. Seine Stirne wurde kalt wie Sis.

Großmann, der Standchef, kam.

"Sie, Arber, machen Sie mir da schnell meinen Stempel hin, ich muß telephonieren!" Ludwig Arber erschrak. Er kniff die Augen



Bei Davos.

zusammen, als blendete ihn grelles Licht.

Er führte mechanisch aus, was ihm gewiesen war, setzte beide Stempel untereinander auf die Karte des Standchefs. Und wie in einem Krampf drückte er sie nochmals in die linke untere Ece eines der leeren Blätter. Auf einsmal wurde er ganz ruhig. Er schob Großmann die unterstempelte Karte hin. Langsam ging er einige Mal im Kaume auf und ab. Einmal, als er am Pult vorbeikam, griff er wie unabsichtlich nach dem Blatt mit den beiden Stempeln und schob es in die Tasche. Eine Viertelstunde später schlenderte er wieder durch den Stand.

Der Warner von 16 sah ihn erschrocken an, als er ihm auf die Schulter tippte. Arber strich ihm begütigend über die Haare. Armer kleiner Kerl, dachte er. Er legte seine Standstarte vor den Jungen neben das abgestempelte Blatt, welches nun beschrieben war. Es entshielt die handschriftliche Weisung, dem Arber Ludwig vom Schützenbund Elychenau die nachsfolgenden zehn Ergebnisse einzutragen. Geschäftig führte der Kleine die Sache aus.

"So ist es gut," sagte Arber. Dann nahm er sein Gewehr und lag irgendwo vor eine freie Scheibe. Nach einer Stunde hatte er seine Munition bis auf zehn Schüsse verschossen.

"Nun," sagte der Oberst, als er sich das Gesamtergebnis besah, "brillant ist es nicht. Die Zehnerscheibe lüpft dich aber heraus. Da kann es langen. Die hast du sein genommen! Nun, du mußt halt noch ruhiger werden. Das gibt sich aber. Nicht in Eiser kommen. War auch einmal mein Fehler, aber nicht lange. Lena wird sich freuen!"

Frau Lena erwartete ihren Gatten auf dem Festplatz. Ich muß zu ihr, dachte er. Und doch war ihm, als könne nun kein Mensch auf der ganzen Welt ihm mehr beistehen. Jetzt blieb er einsam sich selbst überlassen. Als er vor seiner Frau stand, schloß er die Augen.

"Ift es nicht gut gegangen?" fragte sie weich. Diese Weichheit traf Arber wie ein Beitschenschlag. Zett, wo es schon so war, wie es war, jett glänzte ihr Verstehen durch; jett wäre sie wohl gar bereit gewesen, ihm zu verzeihen, wenn er schlecht geschossen hätte, jett!

"Doch nein, zum Herrgottsbonner," rief er in wildester Lustigkeit, "doch nein, zu einem Kranz langt es, du, zu einem Kranz! Und der "Grüne Baum" hat doch noch und zwar seine Treffer!" Und immer ausgelassener wurde er.

"Tranksame her," schrie er über die Tische weg. "Teufelabeinander, ist das eine langweilige Bedienung," trumpfte er auf, als nicht gleich eines der Mädchen zusprang.

"Ludwig," wollte Frau Lena beschwichtisgen, "sei doch nicht so! Es hat noch andere Leute da; die Mädchen können sich doch nicht mehr als die Beine ablaufen."

"Sehr gut, ausgezeichnet, du willst mich wohl noch lehren, was Bedienung ist! Na ja" Er brach plötlich ab und sah stier vor sich in die Luft. Auf dem Dache des Schießstandes hing die große Schweizerflagge im windstillen Mittag in einer einzigen glatten Falte um den Mast. Sin blödes Lächeln glitt Arber um den Mund.

"Die Schlange," sagte er tonlos.

Frau Lena geleitete ihren Mann nach Hause. Der alte Oberst hatte ärgerlich die Stirne gerunzelt.

"Ein Held ist er beim Sid nicht," brummte er, "berichte der Mutter und gleich ins Bett mit ihm! Verslucht schade, beim Hagel!"

Die Oberstin ließ den Arzt rufen.

"Eine kleine nervöse Sache," sagte der Doktor. Er zwinkerte lustig mit den Augen, als ob es sich lediglich um ein Vergnügen handle. Wenn man auch Arzt war, man wollte doch etwas vom Festleben haben. Ganz reizend war das ja alles organisiert. Und diesen Nachmittag, das Festspiel, der Clou sozusagen. Eine ganz reizend bedeutende Sache. Dann wurde er wieder ernst. Nun ja richtig, da lag ja ein Patient.

"Also wie gesagt, eine kleine nervöse überreizung," murmelte er und nahm das Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger. "Man muß halt abwarten, das wird das Beste sein!"

Ludwig Arber fieberte den Nachmittag und die ganze Nacht durch. Er schlug sich mit Schlangen herum. Einmal rief er Nummer 16 an. Nicht abstempeln, keuchte er.

In der Morgenfrühe schlief er erschöpft ein. Kurz vor Mittag setzte er sich steil im Bette auf.

"Meine Papiere," murmelte er, "meine Papiere!"

Frau Lena sah ihn ratlos an. Schließlich brachte sie ihm seine Brieftasche. Mit zuckenden Fingern blätterte er darin. Dann siel er müde zurück, zwei Zettel in den Händen. Nach einer Weile riß er sie in Fetzen. Hierauf drehte er sich gegen die Wand und schlief wieder ein, tief und schwer.

Es kamen Rückfälle, und als alles vorbei war, ging auch der Festrummel zu Ende.

"Eine verfluchte Sache," sagte der Oberst. "Mich nimmt nur Wunder, wo deine Standkarte hingekommen ist. Wenn die nicht zum Vorschein kommt, ist es natürlich mit deinem Kranz nichts! Verteufelt!"

"Es wird sich schon alles aufklären," sagte Ludwig Arber müde.

"Ach, so laß ihn doch jetzt mit dem Kranz in Ruhe," wies Frau Lena gehässig ab, "daran hängt doch wirklich nichts!"

"So," fuhr der Oberst auf und ging. Wenn man mit den Leuten nicht mehr reden konnte, war nichts zu machen.

Zuletzt war es auch so weit, daß Ludwig Arber seine Frau über den Verbleib der Karte aufflären konnte. Er hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt und ihr gebeichtet. Sie strich ihm langsam mit linden Fingern über den Scheitel. Und allmählich, während die Dämmerung in die Stube fiel, lohte ein großes Licht in ihr auf.

"Nein, Ludwig," sagte sie zart, als nehme

sie ihm den letzten bittern Gedanken vorweg, "dem Vater sagen wir es nicht!" Und nach einer Weile fügte sie hinzu, "er würde uns nicht verstehen!"

"Uns," fragte Arber sinnend.

"Ja uns, mich ebenso wenig wie dich." Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte seine Stirne.

"Ach Ludwig, wenn du wüßteft, wie viele falsche Lorbeerkränze es gibt! Meinst du nicht, daß auch wir Frauen ihnen manchmal nach= plangen und ihretwegen Unrecht tun könnten? Aber wir müssen es nicht alle durchmachen und verstehen es auch nicht alle, was Schweres da=ran hängt. Es gibt immer nur einen Treffer, Liebster, und der kostet Herzblut!"

So kam es, daß der alte Oberst Stoll bis zu seinem Tode um seines Tochtermannes "verlorenen Lorbeerkranz" Ürger trug. Denn geschossen hat Ludwig Arber keinen mehr. Selbst wenn es vorkommen wollte, daß der Wind ihm die Schüsse in die Scheibe trieb, im letzen Augenblick rüttelte er ihm immer nur am Herzen und machte seine Hand schwach. Auch ein großer Kaufmann wurde er nicht. Die selbstbewußten Gebärden und überlegenen Worte waren jenesmal endgültig von ihm abgefallen, als er im halben Fieber nach seinen

Papieren rief und zwei bedeutungsvolle Zettel in nichtige Fetzen rif.

Der Großrat aber hatte sich dennoch ge= täuscht. Wenn er später gelegentlich in den "Grünen Baum" kam, um sich sein Schnäps= chen selbst auszulesen, konnte es vorkommen, daß er, die kleine dickbauchige Flasche sorglich in den Arm gepreßt, sich begutachtend noch im schmucken Laden umsah und anerkennend vor sich hinbrummte. Und wenn er sich schließlich gemächlichen Schrittes auf den Heimweg mach= te, so freute er sich aufrichtig darüber, daß der Arber nun auch wieder in währschaften Dorfschuhen stand, während er doch einmal gemeint hatte, in neumodischen Stadtstiefeln besser und weiter gehen zu können. Es mochte wohl ver= schiedene Kämpfe gekostet haben, wenn man an den noblen Herrn. Schwiegervater dachte und an die junge Frau. Alle Achtung, daß er Mei= ster geworden war, alle Achtung!

Er konnte es eben nicht unterlassen, über Tatsachen zu räisonieren, der wackere Bolksvertreter. Auch dort nicht, wo er letzten Endes
nur Wirkungen sah. Und darin war er in
besten Treuen der Vertreter sehr vieler seines
Volkes, für welche auch nur das gute oder
schlechte Ende gilt, unbekümmert des Weges,
welcher dazu führte.

Die Centovallibahn.

Im November 1923 wurde die Centovalli= bahn (Locarno-Domodoffola) eröffnet, womit ein langgehegter Wunsch der Tessiner seine Er= füllung gefunden hat. In aller Stille war die Strecke schon während des Weltkrieges ausge= baut worden — als eine Gebirgsbahn durch eines der wildschönsten Täler der schweizerischen Alpenwelt und zugleich als ein wahres Wunder= werk der Eisenbahnbau-Technik. Das von der reißenden, bei Pontebrolla nächst Locarno in die Maggia fallenden Manezza durchbrauste Centovalli ("Hunderttal") hat seinen bezeich= nenden Namen von den kulissenartig ineinan= dergeworfenen und =geschobenen Felsabstürzen, welche beiderseits seine pittoreske Flankierung bilden. Von jeher war es sowie das davon unterhalb Intragna steil emporstrebende On= sernonetal mit den Bergnestern Russo, Loco und Spruga als Hauptorten trotz seiner Welt= abgeschiedenheit ein gefeiertes Wanderziel der Touristenwelt.

Die elektrisch betriebene Centovallibahn zweigt von der Maggiatalbahn (Locarno-Bignasco) bei Pontebrolla (260 m Höhe) ab, durchfährt sodann die schöne kastanien= und weinreiche, in üppiger südlicher Begetation prangende Ebene des Pedemonte mit den Dör= fern Tegna, Verscio und Cavigliano und er= reicht dann über die 75 Meter hohe und 132 Meter lange Eisenbrücke über den Isonzo, her= gestellt von der Zürcher Firma Löhle u. Kern, das Kabinettstück unter den Brückenbauten des ganzen Tracés, das reizvolle Dorf Intragna (342 m), das mit großem Stolze den höchsten Kirchturm des Tessins sein eigen nennt. Hier beginnt das bisher vereinsamte Centovalli, des= sen groteske Felsetappen durch eine ganze Reihe von Tunnels und Biadukten überwunden wur-Die zahlreichen Tälchen rechts und links des Haupttals, durch welche nach starken Re= gengüssen stürmische Wasser der Melezza zu= eilen, gestalteten als stark eingeschnittene Kalten